

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 7

Artikel: Erinnerung
Autor: Däster, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf blühenden Geranien unter den Fenstern schien und ein roter Widerschein das Zimmer verzauerte. Kurz vorher hatte die Mutter zu ihren Kindern gesagt: „Einen so friedvollen und sommerlich stillen Tag habe ich seit Jahren nicht mehr erlebt.“ Gleich darauf geschah das Unerwartete.

„Nein, nein, das Geld nehme sie nicht an,“ versicherte Frau Ringolz, als sich ihre Kinder entfernt hatten. Sie hätte gar keinen Anteil an dieser Verpflichtung. Damals sei ihr Mann ja auch noch unverheiratet gewesen. Übrigens sei die Sache längst verjährt.

Da wurde der Herr fast böse, legte den dicken Umschlag auf den Tisch und ging.

Frau Ringolz fragte sich, ob sie den Kindern etwas davon erzählen solle. Der älteste Sohn hatte nun sein Abiturium gemacht und war ein verständiger Junge. Agatha arbeitete bereits in einem Geschäft und galt als sehr klug. Ich werde darüber schlafen, sagte sie sich. Vielleicht rede ich morgen Abend mit ihnen oder ein andermal. In einigen Tagen wußte sie aber allein Rat. Lange Erwägungen zu pflegen, war nicht ihres Wesens. Entweder folgte sie innerem Drängen oder ließ es bleiben.

Mit dem Geld wollte sie ein Speisehaus für die arbeitenden Klassen eröffnen und sich gleichzeitig selbständig machen. Für wenig Geld sollten die-

jenigen ein gutes Essen bekommen, die im Dienste anderer sich mühten. Zwar zeigten die Kinder wenig Verständnis für den Plan. Dolf meinte: Lieber wollten sie an sich denken, in eine bessere Wohnung ziehen, und dann täten ihnen neue Kleider gut. Auch brauchten sie doch jetzt nicht mehr um den Verdienst zu bangen. Die Mutter könne ablehnen, wenn es ihr paßte.

Aber nein. Frau Ringolz wollte nicht. Sie wollte etwas schaffen, das blieb und andern nützlich wurde. Hatte ihr das Geschick so gut über die schlimmen Jahre hinweggeholfen, so wollte sie etwas davon zurückzahlen, indem sie andern half. Darum gründete sie das Speisehaus im Salzgäßlein, von dem die Meister zu ihren Gesellen sagten: „Dort bist du gut aufgehoben...“

Das alles liegt fast drei Jahrzehnte zurück. Ich weiß nicht, ob Frau Ringolz noch lebt, auch nicht, was aus ihren Kindern geworden ist. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß alle ihren Weg ins Leben gemacht haben. Aufrecht und mit einem festen Ziel in den Augen. Denn sie waren alle schon damals äußerlich flotte, hübsche und lebenssichere Menschen, die wußten, was sie wollten. Kein Wunder, wenn man täglich das Beispiel einer Mutter vor sich hatte, die nur das eine kannte: sich selbst und die Gegenwart vergessen, dafür für andere und der Zukunft leben...

Ulrich Almstuß.

Erinnerung.

Ein Greis in silberweißen Haaren sitzt in seinem heimeligen Stübchen. Draußen stürmt der Wind und rüttelt an den Fensterscheiben; drinnen aber ist es behaglich warm. Ein schmaler Lichtstreifen zieht sich vom Ofen her über den Fußboden. Sonst ist es dunkel im Zimmer, dunkel und einsam, und doch ist der Greis nicht allein; die Erinnerung ist bei ihm, eine Frau mit stillen, warmen Augen. Sie hat ihr Buch mitgebracht und schlägt es auf vor den Augen des alten Mannes. Langsam, geräuschlos wendet sie Blatt für Blatt um, und er liest die lichte Schrift.

Da sind die Blätter seiner Jugend; wie lustig jene Tage waren! Er aber schaut gleichmütig darauf hin; gar oft auch schüttelt er das graue Haupt, als ob er sich wundere über seine einstige Art, oder als ob sie ihm nicht ganz gefalle. Dann aber leuchtet mit einem Male sein Auge auf in leuchtendem Schein. Warum denn wohl? Und weiter blättert die Erinnerung. Er überschaut die Schrift

seiner Mannesjahre. Ja, rüstig und rührig ist er vorwärts gegangen. Diesen Alcer hat er erworben, und jene Wiese gekauft. Da steht geschrieben von einem Manne, der mit stolzer Befriedigung unter seinesgleichen stand. Heute aber gleiten die Blicke desselben Mannes rasch darüber hinweg.

Ganz anderes ist es, das ihm warme Wellen der Freude im Herzen weckt. Und weiter blättert die Erinnerung. Immer weniger vergilbt sind die Blätter; das Buch geht dem Ende zu. Doch hier steht geschrieben von herben Trennungsschmerzen, von dunklen Tagen der Einsamkeit, von harten Kämpfen eines Herzens, das die Erde nicht loslassen wollte. Und doch überglanzt gerade bei diesen Blättern friedvolle Dankbarkeit das schmale Antlitz des alten Mannes.

Nun will die Frau Erinnerung ihr Buch zusammachen und gehen. Der Greis aber streckt die welke Hand nach ihr aus: „Zeige mir noch ein-

mal die kostlichsten Blätter meines Lebens!" Und die Erinnerung: „Willst du schauen die Lust deiner Jugend, oder soll ich dir aufschlagen, wo das erfolgreiche Streben deiner Mannesjahre nach Gut und Ehre aufgezeichnet ist?" Da lächelt der müde Greis: „Nichts von alledem; es ist mir zer-ronnen wie jeweilen der weiße Schnee im warmen Winde des nahenden Frühlings. Was mir das dunkle Heute helle macht und das verborgene Morgen, das zeige mir!" Freudlich nicht die Erinnerung Gewähr. Vieles überschlägt sie jetzt. Was ist es denn, das sie ihm zeigt? Sie zeigt ihm, wie er durch langes, treues Dienen das Weib seiner Jugend errang; sie zeigt ihm, wie durch manche Wirrnisse hindurch er sich immer wieder

zurückkämpfte, ihr das Gelübde des seligen Hochzeitstages zu halten. Da steht geschrieben von Geduld, von gegenseitigem Tragen und Helfen. Sie schlägt ihm auf, wie er sich bemüht hat in Selbstverleugnung für seine Kinder, wie er alten Gross begräbt, wie er dem Armen half, wie er seinen lieben Freund von verzweifeltem Tun zurückriß. Und noch manches Blatt schlägt sie auf, und alle Schrift weist denselben Zug auf — die Liebe! Und auf den letzten Blättern weilt sein Blick am längsten, wie er durch Trübsal, Dunkel und Einsamkeit dem Schöpfer seines Lebens näher kam, wie er still und stark geworden ist durch den Glauben und Hoffnung in der ewigen Liebe!

A. Däster.

Die Spinne.

Als Mark Twain in den Anfängen seiner journalistischen Laufbahn in einem kleinen Städtchen irgendwo in den Staaten ein Blättchen leitete, das den stolzen Titel „Flagge des Westens“ führte, hatte er auch die Funktionen des Briefkastenonkels auszuüben. Eines Tages hatte er sich mit der Anfrage eines Abonnenten zu befassen, ob es ein gutes oder ein schlechtes Omen sei, daß er zwischen den Blättern der „Flagge des Westens“ eine Spinne gefunden habe. Im

Briefkasten der nächsten Ausgabe fand sich folgende Auskunft:

„Alter Abonnent. — Das Finden einer Spinne in unserem Blatte hat für Sie weder eine gute noch eine schlechte Bedeutung. Die Spinne las lediglich unser Blatt, um nachzusehen, welcher Kaufmann darin nicht inseriert, um dann den Laden dieses Mannes aufzusuchen, ihr Netz über seiner Tür zu weben und fortan ein Leben ungestörten Friedens zu verbringen.“

B. J.

Aus Carossas Gedanken.

Welche Rettung war es für manchen, aus abstumpfender Häuslichkeit in heilsame Todesnähe entrückt zu werden, wie viele leidenschaftlich-unergiebige Verstrickungen wurden mit einem Schlag gelöst! Nicht wenige brauchen den Ausnahmestand der Seele, um ihr Bestes in sich aufzufinden, und Unzählige wurden durch den Kriegsdienst ruhige, zur Milde gebändigte Männer. Junge Knechte, die niemals über ihr Dorf hinausgekommen wären, hat der Krieg in fremde Länder geführt und ihnen dadurch einen neuen Blick für Welt und Heimat aufgetan. Immer wieder aber hat er dem Frieden seinen Wert bestätigt, so wie das Leben, Stund um Stunde, von den bitteren Gewürzen des Todes seinen Geschmack empfängt.

Müssen aber wirklich wir, die wir guten Willens sind und uns den höchsten Geist zum König der Erde wünschen, uns über das Rätsel Krieg

den Sinn zergrübeln? Wir ahnen klarere Zukunft; aber die Kürze unserer Lebensdauer macht uns ungeduldig und bereitet uns Gesichtstäuschungen. In den paar Jahren unseres Hierseins möchten wir Früchte pflücken, deren Reifung auf Jahrtausende angelegt ist. Dem jugendlichen Menschen ist jene edle Ungeduld natürlich; ohne sie entstünde nichts Bedeutendes in der Welt. Wer aber seinem eigenen Leben auf den Grund zu sehen beginnt, der wird gelassen seine Arbeit tun und dabei der schöpferischen Seele unseres Planeten vertrauen. Sie weiß, was in der Tiefe mit uns vorgeht; sie wird auch den Kriegsgenius in sich zurücknehmen, wenn seine Sendung erfüllt ist. Und solange sie des Menschen bedarf, wird sie ihm die heiligen Gefahren und Züchtigungen schicken, die seiner Erhaltung dienen.